Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 1

Artikel: Reisebilder aus dem Walliserlande. Teil 1, Sitten
Autor: Thomann, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661370

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reisebilder aus dem Walliserlande.

Von M. Thomann.

1. Sitten.

Und endlich ward's Licht! In rasender Fahrt gings durch der Schweiz drittlängsten Tunnel, den menschlicher Scharfsinn und unermüdlicher Hände Fleiß vor etlichen Jahren erst durch der Alpen Wall getrieben. Schier gruselnerregend, geheimnisvoll-gespensterhaft mutet einen die kahle, stein- und geröllreiche, einsame, menschenverlassene Umgebung des Bahnhofes von Goppenstein an. Aber Licht war's wieder geworden nach der langen, dunkeln Fahrt durch des Berges Eingeweide und geblendet schaut das Auge hinaus in die wachsende Pracht. Noch geht's ein gut Stück direkt nach Süden, hoch oben am Berghang, zum Lötschental hinaus, dann aber biegt die Bahn in scharfer Kurve nach Süd-Ost, und die Fahrt an der Berglehne hinab ins Rhonetal gehört unstreitig zu dem Schönsten der an Naturschönheiten so reichen Lötschberglinie. —

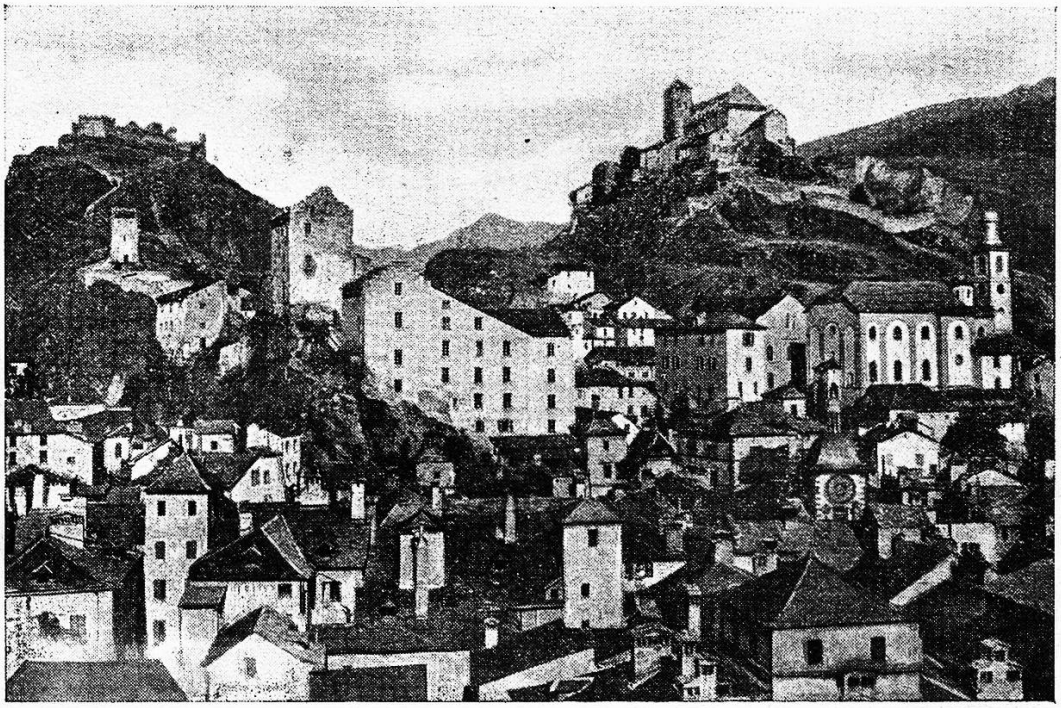
Strahlend tief-blauer Himmel liegt über dem Rhonetal, heiße Glutwellen trägt der Wind aus den südlichen Seitentälern zu uns hinüber. Wer würde ahnen, daß hinter dem düstern Bergwall dort das Paradies landschaftlicher Schönheit und grandiosester Naturherrlichkeit sich entfaltet! Wir sollen diesmal in sie hineintauchen und die dürstende Seele darinnen gesund baden. Jahrhunderte lang sind sie nichts ahnend daran vorübergezogen, nein — sie haben jene Täler gescheut, — sie gemieden, als die Heimat unwirtlicher Gletscherströme und roher, halb wilder Menschen. Da endlich drangen einige kühne Pioniere auch in sie hinein und haben in beredten Worten jener Alpenwelt einzig schöne Pracht einer staunenden Menschheit ver-

Sitten. Gesamtansicht.

kündigt. Damit war der Bann gebrochen und ein immer wachsendes Wandern dorthin hob an. —

Tausende freilich eilen auch jetzt noch raschen Fluges die breite Talsohle hinab den lachenden, sonnigen Gestaden des Genfersees zu, schade, sie sollten auch in die Herrlichkeit der Seitentäler des Wallis hineintauchen.

In rasender Fahrt gings von des Lötschbergs Höhe ins Rhonetal hinab, hoch an der Berglehne entlang über schwindelnde Abgründe auf stolz und leicht sich erbauenden Viadukten, in Kehren und Kurven mit immer wechselnden Blicken; des Tales Sohle rückt näher, und Dörfchen und Kirchen, die das Auge zuerst fast nur wie aus der Vogelschau erspäht, treten näher. Auf langer Eisenbrücke geht's über die hochsteigende Rhone, denn der viele Regen der letzten Wochen hat ihr Bette bis oben gefüllt. Brig ist erreicht,



Sitten. Tourbillon und Valère.

die schöne, halb-italiänische Stadt, vom Kranz hoher Berge rings umschlossen, am Ausgang der alt-berühmten Simplon-Straße, am Eingang des jetzt noch bedeutenderen Tunnels. Aber öde und leer steht der Bahnhof, verlassen und traurig die Hallen, der Krieg, der unselige, zeigt auch hier seine Wirkung und spärlich nur ist der Verkehr mit dem angrenzenden Italien. Wieder geht's der Rhone entlang, nun aber in gleicher Höhe mit ihr, wetteifernd mit der Schnelle des Zuges schießen die hochgehenden Wasser vorüber. Vorbei an Visp, an Turtmann und Siders vorbei, auf den Bahnhöfen zeigen sich die ersten „Internierten", wir sind ihnen auf unseren Wanderungen überall wieder begegnet, Franzosen sind's in allen möglichen und unmöglichen Uniformen. Schwere Erlebnisse, Heimweh und Langeweile reden aus ihrem Antlitz; um sie zu kürzen, drehen sie mit geschickten Fingern sich Zigaretten.

In Sitten steigen wir aus. Im fruchtbarsten Teil des reichgesegneten Rhonetals liegt sie hineingebettet, die nicht nur Kantonshauptstadt, sondern Sitz des Bischofs und Domkapitels, eines Priesterseminars, Lyceums

und Gymnasiums ist. Überwältigend schön am Fuße des tiefgeschnittenen Doppelhügels, dessen Zinnen die Ruinen von Tourbillon und Valère krönen. Und dort hinauf stand alsbald denn auch unser Sinn. Von oben, von den imponierenden Überresten des einst so stolzen Bischofssitzes gelüstete uns, den Blick schweifen zu lassen hinab auf das Dächergewirr der immer weiter sich dehnenden Stadt, hinaus über die baumbesäete fruchtbare Rhoneebene hin, vom aufblitzenden, mächtigen Strome majestätisch durchflossen und hinauf zu den ringsumher sich türmenden Höhen. —

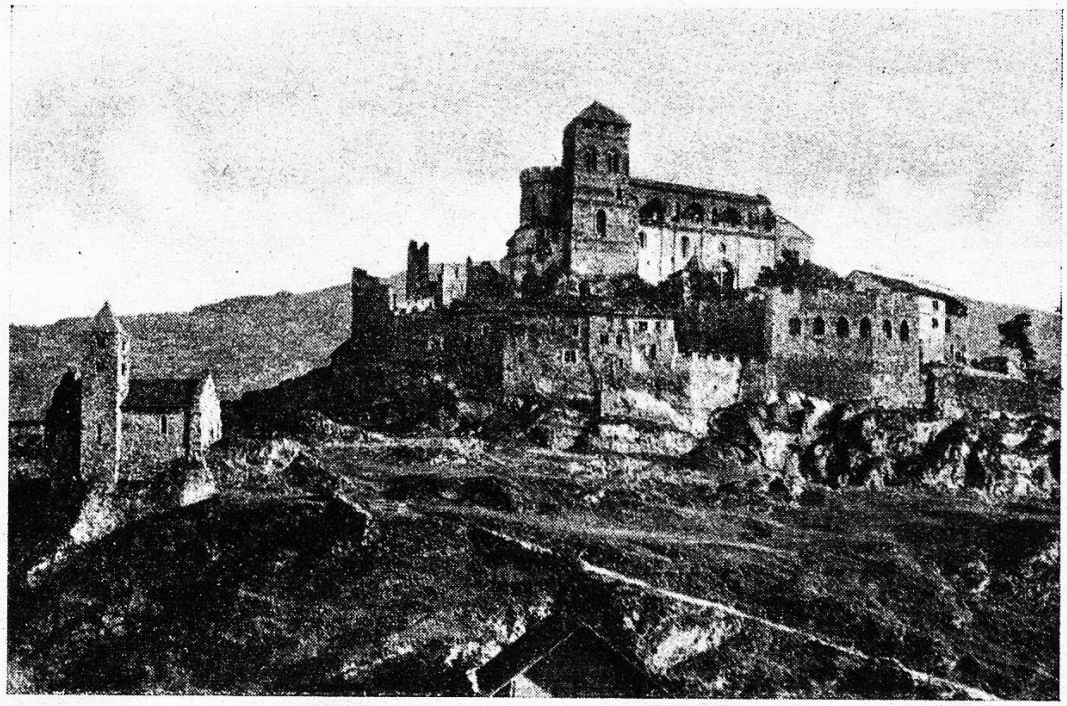
Der Weg führt zunächst durch die breite Hauptstraße der Stadt, die Rue de Grand Pont. Wer würde heute denken, daß da, wo unser Fuß ruhig und sicher wandert, die ungestüme „Sionne" einst ihre trüben Wasser zum Tale der Rhone wälzte und mehr als einmal Not- und Verderben über die an ihren Ufern liegende Stadt brachte. So geschah's zum letzten Male noch im Jahre 1778. Die meisten Keller der Stadt standen damals unter Wasser und mehrere Häuser stürzten in den gelben Fluten zusammen. Den aufgeschwemmten Schutt aber wegzuschaffen, kostete damals die Gemeinde nicht weniger als 60,000 Alte Thaler. Nun ist die Übeltäterin gebändigt, in Fesseln geschlagen, sicher wird sie in festgefügtem Bette durch die Stadt geleitet, die „Rue du Grand Pont" aber deckt ihren Lauf, so hat Menschenkunst und -Scharfsinn auch hier Verderben bringende Naturgewalt überwunden.

Rechts liegt das alt-ehrwürdige Rathaus, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut. „Civitas Sedunensis" steht in goldenen Lettern zu lesen und wenn heute noch von allem Tun und Lassen darinnen gilt, was des Landes Väter in alter Zeit über das schön geschnitzte Eingangsportal geschrieben: „Facite judicium et justitiam, et Dominus dabit pacem in finibus vestris", so ist's um des Landes Wohlfahrt nicht schlimm bestellt. — Die „Rue du Château" biegt rechts, steil ansteigend zu den Schlössern ab, freilich die „Rue" ist eng und schmal, wir stehen im ältesten Teile der Stadt, und das holperige Straßenpflaster ist kein Labsal für wegemüde Füße. Unter dem Torbogen durch wird der Blick frei auf die gewaltigen Umfassungsmauern des ersten, der Stadt zunächst gelegenen, der drei Sittener Schlösser „Majoria", zu Deutsch die „Meyerey", einst stolzer Bischofssitz, jetzt zur Kaserne notdürftig ausgebaut. Auf mächtigem Felsenfundament erheben sich seine hohen Mauern, der viereckige, massige Turm sie weit überragend. Und könnten sie reden, die Steine, die dort die finstern Verließe umschließen, sie wüßten zu erzählen nicht nur von heldenmütigen Kämpfen der Bürgerschaft, die sie für Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt geführt, sondern auch von Grausamkeit und Blutdurst früherer Zeiten und Geschlechter, ließ doch im schauerlichen Turmkerker der Savoyer Amadeus im Jahre 1308 20 edle Bürger des Landes heimlicherweise hinrichten.

Nicht gar lange ist's, daß Mauern und Türme noch die ganze Stadt umzogen, im 13. Jahrhundert waren sie erbaut, und die noch zum Teil stark befestigten Stadttore wurden allabendlich, nach guter Väter Sitte, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geschlossen; und wer nach Torschluß kam, der hatte draußen zu bleiben. —

Von der Höhe steigt eiligen Schrittes eine „Sionerin" in schmucker Tracht zu Tal, Rechen und Heugabel geschultert, das frische, volle Antlitz, braungebrannt im roten Kopftuch versteckt. Noch etwas höher am kantonalen

Zuchthaus und dunkeln, nicht besonders säuberlichen Wohnungen vorbei führt rasch der Weg zur Höhe, da — auf einmal wird der Blick frei und staunend halten wir stille, das entzückende Bild zu schauen, das unser Auge erblickt. Rechts oben auf Felsengrat sicher erbaut, türmen sich die weitläufigen Gebäude von „Valeria", in ihrer Mitte, sie alle überragend, die schmucke



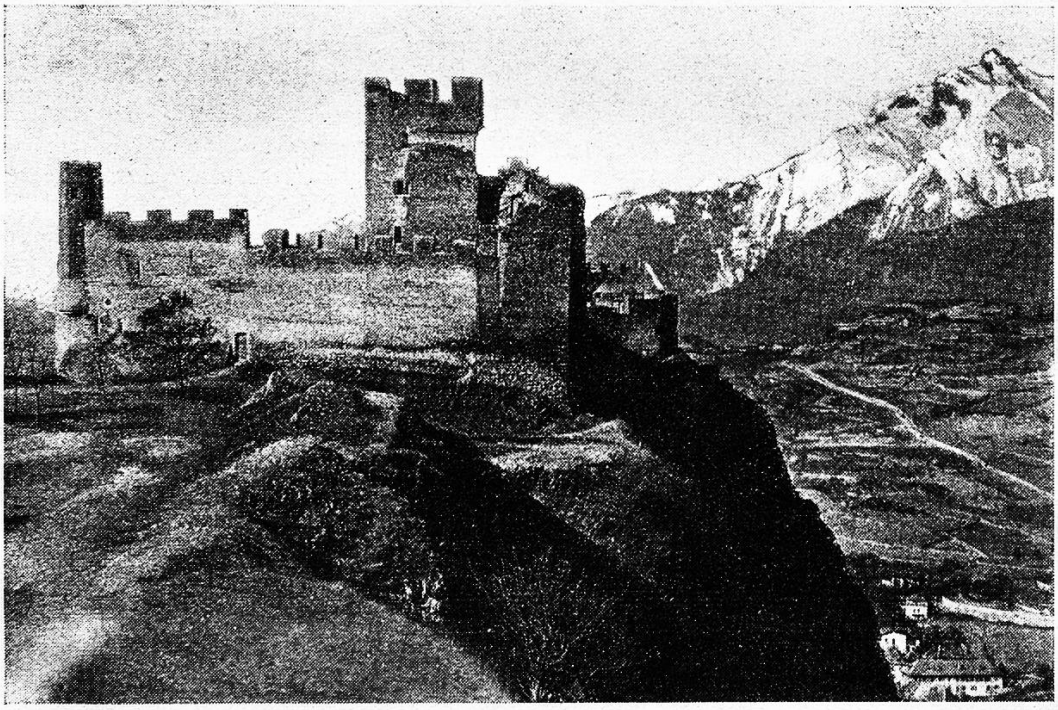
Sitten. Kathedrale Valère.

Kirche. Ein Anblick bezaubernd schön, der das Auge immer wieder gefangen nimmt, denn der ganze, scheinbar planlos zusammengewürfelte Häuserkomplex, halb als Kirche, halb als Festung erbaut, wirkt überaus malerisch und bleibt unvergessen. Links von der Höhe aber, weit über Valeria locken die imposanten Überreste von „Tourbillon". Kahle, düstere, leergebrannte Mauern; doch der Kontrast zwischen totem Gestein und dem frischen Gelände, aus dem sie sich erheben, zwischen längst entschwundener Pracht und Menschengröße und Herrlichkeit, die einst diese stille, aussichtsreiche Höhe sich zum Wohnsitz ohne Gleichen geschaffen und der stets sich erneuenden, immer wiederkehrenden Schönheit des grandiosen Naturgemäldes, das hier sich entfaltet, übt auf den sinnenden Beschauer einen ganz besonderen Reiz aus. Und zwischen Valeria und Tourbillon drin, nahe an der Einsattelung des Hügels, der die beiden Schlösser trägt, doch näher an Valeria hin — klein, bescheiden, schier nüchtern am Felsvorsprung hingelehnt, vom mächtigen Epheu umrankt jenes uralte, kleine Kirchlein mit steingedecktem Turme, die Allerheiligen-Kapelle, von vielen für die älteste christliche Kulturstätte im ganzen Lande gehalten, in Wahrheit aber von einem Domherrn aus dem reichen Geschlechte des Grafen von Blandrati aus Visp ums Jahr 1310 erbaut. —

Rasch steigt der Fußpfad über mächtige Felsenbänder dem alten Gemäuer auf Tourbillon's Höhe zu. Auf ihrem Südhang aber dehnt sich ein kleiner Weinberg, von künstlich geschichteten Mauern umgeben, um so mehr

Raum zu gewinnen für die edle hochgeschätzte Walliser-Rebe. Und aus dem frisch-grünen Blätterwerk schimmern in buntfarbigem Vielerlei die Kopftücher der arbeitenden Frauen und Mädchen und fröhliches Plaudern dringt hinauf bis an unser Ohr. Wir steigen höher bald nach Westen, bald wieder nach Osten und an einer Kehre wird der Blick nach der untergehenden Sonne, hinab in die Tiefe des Rhonetals und nach der gegenüberliegenden „Valeria" erst recht frei. Welch ein Schattenspiel vom sinkenden Tagesgestirn auf den Burghügel von Valeria gezaubert! Ist's Phantasiegebilde, eine Burg, wie die Kinder mit den schönsten Ankerbausteinkasten sie bauen, ist's Wirklichkeit? Ja, bezaubernd schöne Wirklichkeit, daran das Auge sich nicht satt sehen mag. Um die mächtigen Bergriesen gegen Martigny hin ballen sich schwarze, goldumsäumte Gewitterwolken und die Sonne zieht ihre langen, breiter werdenden Regenstrahlen. Durch das offene Rhonetal bläst der Wind in ruckweisen Stößen; Gräser und Halme zu unsern Füßen tanzen auf und nieder und unwillkürlich zieht man den Hut sich tiefer ins Gesicht.

Noch haben wir die Höhe nicht völlig erklommen, gebannt durch das Schöne bleiben wir immer wieder stehen. Unter dem Torbogen durchschreiten wir die weit sich ziehenden Umfassungsmauern von Tourbillon, endlich stehen wir vor dem eigentlichen Schloß, leider aber vor verschlossenen Türen. Kahle Mauerreste recken sich überall in die Höhe, von der einstigen Pracht ist viel nicht mehr geblieben. Beim Signal auf dem äußersten Punkt des nach Osten sich ziehenden, jäh abstürzenden Felsgrates kommt unser Wandern zum Ende. Auch diesen Punkt umfaßte einst des Schlosses weitläufige Ringmauer. Auf heiß-gebranntem Felsgestein lagern wir, und immer noch führt der stoßende West schwarze Gewitterwolken über unsere Häupter, bisweilen aber bricht auch die Sonne wieder aus dem reinsten Himmelblau und der wunderlichen Wolkenbildungen. Schatten jagen durchs Rhonetal und hoch an der Berglehnen Wänden.



Sitten. Schloß Tourbillon.

Doch jetzt wohin der Blick zuerst? Auf die zerfallene Pracht, die auch in den Überresten noch ihre einstige Größe kündet, auf die stets sich verjüngende Pracht, die die Natur hier oben entfaltet! Wahrlich; sie haben sich einen stolzen Ort zur Stätte ihres Wohnsitzes erwählt, die einst so mächtigen Bischöfe von Sitten. Mitten in einer paradiesisch schönen, überreichen Gegend, die wohl wetteifern mag mit dem vielen Schönen, das unsere Heimat hat; ein Luginsland von seltenster Pracht. Denn wo das Auge auch hinschauen mag, rings offenbart sich ihm Großes. Ich will und vermöchte sie auch gar nicht aufzuzählen die Namen all' der schneeigen Häupter, die der

Sitten. Romanisches Kapitell in der Valère.

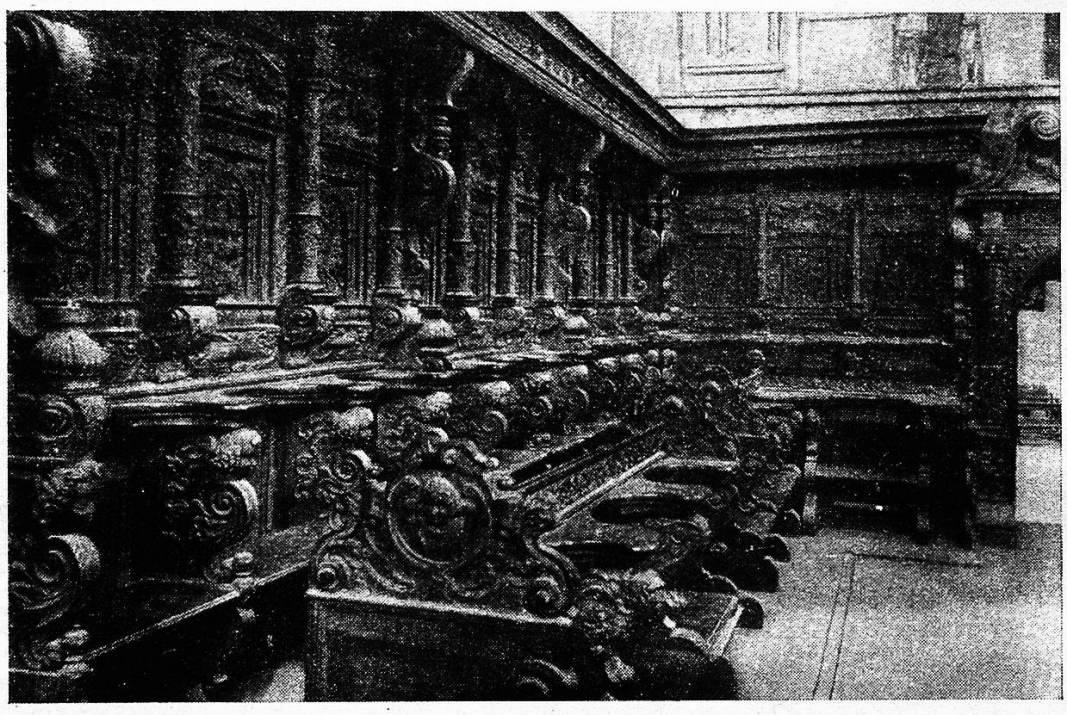
ungeheure Bergeskranz in sich schließt. Im Norden die „Berner", ein schützender Wall gegen rauhen Wind, darum das Tal an seinem Fuß einer der wärmsten und fruchtbarsten Landstriche ganz Europas. Die nach Süden neigenden Hänge der Vorberge bis hoch hinauf über und über mit Reben bedeckt, und wenn man sieht, wie der Sonne Strahlen schier senkrecht sie treffen, versteht man's, wie in solcher Lage der „feurige, goldene Walliser" werden kann. Und jedes Ecklein, und den kleinsten Winkel haben sie zum Rebbau ausgenutzt, und ganz Sitten liegt eigentlich nur in einen einzigen, ungeheuren Rebberg gebettet. Gegen Westen recken sich, jetzt von düsterm Gewölk umzogen, die zackigen Höhen der Unter-Walliser und Savoyer nach dem vielgepriesenen Chamonix hin, nach jenem uralten und berühmten Bergübergang, auf dem schon Millionen, friedliche Kaufleute und streitlustige Heerscharen, von Süden nach Norden und aus Germanien wieder nach dem sonnigen Italien gezogen.

Und nach Süden zu unsern Füßen, doch so tief, daß schwindelnd der Blick zurückfährt, baumübersäet das Rhonetal, von staubigen Straßen und dem aufblitzenden Strom schlangengleich durchzogen, voll blühender Ortschaften, in üppigen Obsthainen versteckt. Und über der Talsohle, uns gegenüber die einzig schönen „Mayens de Sion", ein großer, schattiger

Lustgarten, darinnen sie wandeln und ruhen und spielen die begüterten Bewohner der Stadt, wenn in den heißen Sommermonaten das Leben im Tal lästig und unerträglich wird. Und noch höher, über die tiefen Schründe, die in Jahrtausende langer Arbeit die südlichen Zuflüsse der Rhone gegraben, hinausragend da und dort ein verheißungsvoller Zeuge der verborgenen Herrlichkeit, die jenseits der Rhone unser wartet.

Fest gebannt saßen wir auf hartem Felsgestein. Wir konnten nicht fort, wir mußten schauen und damit immer von neuem beginnen. Wer wie wir auf Tourbillons Höhe gestanden, versteht's und begreift's.

Und zu der Pracht ringsumher die reichen historischen Erinnerungen! Klassischer Boden ist's, auf dem wir stehen. Von der Römer weit ausspannender Herrschaft im Tale reden Grab- und Meilensteine unten im Rathaus, auf Valerias Hügel stand ein befestigter römischer Tempel und es war Valerias Sohn, Campanus, römischer Statthalter in Sitten, der Tempel und Burg im dritten Jahrhundert erbaut. Sittens Bedeutung aber wuchs, als in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Walliser Bischöfe von Mar-



Sitten. Chorstühle in der Valère mit Säulenhalle aus dem 7. Jahrhundert.

tigny ihren Sitz hierher verlegten. Seitdem ist die Geschichte der Stadt mit der des Bistums und der Grafschaft unzertrennlich verbunden.

Blutige Kriege wurden geführt, die Stadt oft belagert, bezwungen, zerstört und heute noch lebt in alter Leute Erinnerung die schreckliche, furchtbare Franzosenzeit, da 1798 der welsche Nachbar plündernd und sengend Stadt und Landschaft durchzog; auch Valeria fiel damals ihrer Zerstörungswut zum Opfer.

Und mit den Menschen verschworen sich der Natur verderbenbringende Gewalten, der Stadt Aufblühen zu verhindern: Pest und Pestilenz, Feuer und Wasser. Fürchterlich war's vor allem 10 Jahre vor der „Franzosenzeit", am 24. Mai 1788. 126 Wohnstätten und mehr denn 100 andere Ge-

bäulichkeiten sanken damals in Schutt und Asche, auch Majories und Tourbillons stolze Pracht sanken dahin, mit all' den reichen Schätzen, die sie bargen, — ein unersetzlicher Verlust. Und nochmals zehn Jahre früher war's das Wasser, das Verheerung über sie brachte.

Wunderbar leuchten jetzt die goldumränderten Wolken zwischen den zackigen Mauerresten des einst so schönen Bischofssitzes hindurch, grau-weiß schimmert aus der Tiefe in buntem Durcheinander das Dächergewirr der Stadt herauf. Endlich stiegen wir ab, noch wollten wir Valeria's Kirche besuchen; lag Gotteshaus und Veste doch gerade jetzt vom rötlichen Schein der sinkenden Sonne übergossen vor uns. Durch festgefügte Torbogen geht's hinein, am Altertumsmuseum vorbei, durch weit ausholende Gewölbe und finstere Gänge zur Kirche. Scheußliche Larvengesichter und verzerrte Gestalten grinsen auf uns hernieder, über den Säulen wölbt sich der Spitzbogen zum schmucken, zierlichen Raum. Hinten im Chor, das Entzücken eines jeden Kenners, stehen die vielgepriesenen Chorstühle aus dem 17. Jahrhundert; ein Studium für sich allein, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst. Schon dunkelt's in den Heiligen Hallen, wir müssen eilen. Noch schnell einen Blick an die hoch an der gegenüberliegenden Wand klebende Orgel, ein altehrwürdig Instrument, die älteste ihres Geschlechts wohl in der ganzen Schweiz, im 16. Jahrhundert als Beutestück von einem Kriegszug aus Savoyen von Walliser Kriegern hierher gebracht.

Wir treten ins Freie, kalt bläst der West über die Höhe, aber der Himmel hat sich geklärt und verspricht für den morgigen Tag das verheißungsvollste Reisewetter. (Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Juhu! der Bruder! — Kaum heimgekommen
Hat Lieschen von ihm Besitz genommen.
Ihr Herzchen flutet in Schwesterwonnen,
Da wird ihr Mündchen ein sprudelnder Bronnen:
„Und Bruder dies und Bruder das —
So Bruder nun erzähl' etwas —
Das Schiff, sagst du, ward also zerstört —
Aber hast du das Neuste gehört?
Denk dir! Der Lohbauer ward erstochen
Und der Ochsenwirt heiratet in sieben Wochen;
Die Else nimmt er, die Vogelscheuche,
Ja und weißt', unser Fleck hat die Seuche."

Und weiter schwatzen die Plauderwellen.
Kaum hält der Bruder die eigenen Quellen,
Zwischen: Lieschen ja! und: Lieschen nein!
Dämmt er die lautesten Strudel ein.
Allein da hilft nicht Wehr und Wall,
Immer weiß der hüpfende Schwall